

Meine Neugeburt

Unter Schmerzen im ganzen Leibe schlage ich die Augen auf und sehe die Zimmerdecke, die zu keinem anderen Haus gehört als jenem, das auf Ibyko steht. Ich bin Zuhause. Nur wie ...?

»Ah, endlich wachst du auf!«, flüstert mir Anniek zu, die neben dem Bett steht. Es ist offenbar Tag und bei gutem Wetter zieht ein frischer Seewind durchs Fenster.

»Ich bin ja ... *hier!*«

»Ja?! – Wo denn sonst?«

Sie scheint von all dem nichts (mehr) zu wissen. Seltsam.

Vorsichtig richte ich mich auf, schaue skeptisch um mich. Alles ist wie immer; jedes Ding an seinem Platz.

»Anniek, komm' zu mir«, bitte ich sie, so freundlich es meine Benommenheit zulässt. »Kannst du mir sagen, was gestern passiert ist?«

Noch während sie mir, freilich verwundert, erzählt, dass die Gruppe am späten Abend ins Dorf zurückgekehrt war und die Begrüßung durch die Dorfbewohner, so auch Anniek, empfangen hatte, strecke ich mich nach ihrer Hand und streichle einen Arm. Das tue ich so, dass sie nicht glauben muss, es sey das »übliche« Berühren, um ihr meine Liebe auszudrücken. Tatsächlich will ich wissen, ob ihre Haut kalt ist.

»... Und dann bist du gleich mit mir nach Ibyko gekommen. Du warst so müde, dass du wortlos vor dem Bett auf die Knie gefallen bist. Mit einem kleinen Schubser«, lacht sie, »beförderte ich dich hinein. Und du hast wahrlich tief geschlafen!«

»Geschlafen?«

»Ja! Ich habe dich nicht wach bekommen! Obwohl ich dich sogar angesprochen habe! Stelle dir das einmal vor!«

Verblüfft reibe ich mir den Kopf, strecke die Glieder – und sehe den tiefen, erröteten Abdruck um meinen linken Ringfinger; dort, wo dieser verdammte Ring festgesteckt hatte.

»Bleibe nicht zu lange in deiner Traumwelt!«, riet ich dir bei Sonnenaufgang, »Und komme ja zurück zu mir! – So sprach ich. Aber das hast du gar nicht wahrgenommen, oder?«

»Ich bin mir nicht sicher ... « Ein Teil der Ausdrücke kommt mir vertraut vor. Hatte nicht Annieks Geist diese Worte an mich gerichtet? Und war ich ihm zugegen nicht auch vor die Füße gefallen?

Viel wichtiger erscheint mir die Frage, ob ich Anniek von meinem grauenhaften Erlebnis berichten soll. Auch, wenn es vielleicht nur ein Traum gewesen war. Denn der Eindruck an meinem Finger meint, dem im Gegenteil, die Wahrheit auszudrücken.

An Gefühlen unbeherrscht, kann ich nicht länger an mich halten: Wie sie dort steht, umarme ich sie und ziehe sie zu mir ins Bett. Ehe sie sich ein Bild machen kann, habe ich sie mit der Decke umhüllt.

»Warm bist du, Anniek«, bemerke ich zufrieden.

»Und das ist gut, nicht wahr?«

»Oh ja«, wiederhole ich ungeniert: »Je wärmer, desto besser!« Derweil ist sie in eigener Entscheidung auf mich geklettert und liegt nun auf mir, dass sich das Bett an dieser Stelle wölbt. Mit verliebten Blicken starren wir einander in die Augen, doch nicht, gleich Fremden, immer abwechselnd in das linke, dann wieder rechte Augen, womit ja nichts anderes als Unschlüssigkeit signalisiert wird; sondern je eine Pupille fixierend, dass unsere Blicke ganz ruhig sind und befreit von Rastlosigkeit. Wie Treibgut, das mich vor dem Ertrinken bewahrt, halte ich sie fest umklammert. Vielleicht zu fest, wie ich an ihrem Gesichtsausdruck erkenne. Doch fortgehen lassen will ich sie nicht; die Erfahrung jagte mir einen gewaltigen Schrecken in die Glieder.

»Du hast deine Kräfte zurück, wie ich bemerke!«, scherzt sie in Anspielung auf meine unnachgiebige Umklammerung.

»Ja, denn ich bin wieder bei dir. Aus deiner Nähe ziehe ich meine Stärke. Nur so kann es sein. – Und wäre es nicht mein Verderben, all das nicht wiederzufinden? Oder dich, Anniek?«

Unentwegt denke ich an sie, obschon es weniger damit zusammenhängt, dass ich ihr direkt ins Gesicht sehe. Anniek! Ich nenne und denke ihren Namen so gerne. Und es beschäftigt mich die Frage: Was bin ich ohne sie? Stehe ich am Ende eines langen Weges? Eines Weges, dessen Fortgang ich nicht erkenne, oder dessen Fortgang es nicht gibt? Werde ich diese liebreizende Gottgestalt jemals wiedererkennen dürfen? Wird mir je das Herz aus der Kehle springen, wenn ich auch nur ein Anzeichen ihrer Erscheinung wahrnehme?

Ich möchte hoffen – ja. Und gleichzeitig möchte ich hoffen – nein. Denn ein falsches Wort von mir oder von ihr – und ich könnte niedergeschmettert werden und mich davon nicht mehr erholen. Dann wäre alles Wirken umsonst gewesen: Die vielen tausend Seiten, die ich in Form meiner Tagebücher und meines Schriftschaffens niedergebracht habe; so vieles, das auf sie zurückgeht! Für die einen nur Papier mit den niedergeschriebenen Erinnerungen eines Unbekannten; für mich der eine, wahre Schatz, der mich am Leben hält.

So wenig, das ich habe. So wenig, das mir bleibt. Was ich von Anniek sagen kann – es ist beinahe nichts. Trotz meiner gewaltigen Informationssammlung, die ich über Jahre angehäuft habe. Und was nützt sie mir jetzt?

Faszinierend war mir jede Geringfügigkeit zu tradieren; doch bin ich nicht minder besessen von meiner Akribie, aus der ich Informationen herauszupressen trachte. Jedes Bild sollte mir ein Schicksal verraten; jede Bewegung, jeder Blick sollte gedeutet sein als etwas, das mir zum Vorteil gereicht. Und doch bin ich so leer ohne sie.

Ob sich die Zeit tatsächlich zurückdrehen lässt? Ob dieses eine Wunder mir

gelingen kann, der ich es verdient habe zu erfahren?

Ihr strahlendes Selbst ist es, das meine Kraftquelle heißt; mich immer weitermachen, weiterleiden, weiterschreiben lässt, bis ich eines Tages keinen Stift mehr halten, keinen Buchstabenumriss mehr sehen kann; bis ich wie ein sterbender Stern in Umnachtung verfall, nichts mehr höre, nichts mehr sehe, nichts mehr wissen will von der Welt – außer diese eine Erinnerung. Ein Traum, den ich mir bis zu meinem letzten Atemzug erhalten werde, wer auch immer es als unehrenhaft bezeichnen wollte. Ich bin es, der damit lebt; der eine, der damit leben kann.

Darauf weiß sie freilich keine Antwort, jedenfalls keine verbale. Stattdessen küsst sie mich so zärtlich, wie ich es gebraucht habe, und bis zum Mittag vertreiben wir uns die Zeit mit Zärtlichkeiten unter der Bettdecke.

Es ist, dessen ich seit Langem bedarf: Zu fühlen, mehr als zu denken notwendig ist, erhebt über alle Zweifel, mit denen sich der menschliche Rest seine Einsamkeit zu versinnbildlichen versucht. Und es ist keineswegs einfach, sich auf dergestalt machtwirkende Gefühle einzulassen.

Wie ich mich ihr mit geschlossenen Augen hingebe, neben Haut, Fingern, Haaren die Essenz ihres Wesens spüre – es schaudert mich und meinen Irrglauben. Es eröffnet Fragen wie: Wer bin ich? Was treibt mich um? Vielleicht am wichtigsten: Auf welche Wege gelangte ich zu dem an mir haftendem Glück? Bislang liest sich mein Leben wie die eintönige Kurzbiografie eines drittklassigen Malers oder Sportlers in einem Lexikon: »Maltesischer Tennisspieler, geb. um 1961, zeitweilig Kandidat für das Stadtratamt in ...« – so abschätzig ist das gar nicht; und am wenigsten gegen Malta, möchte ich hinzufügen! Doch hätte ich diese wenigen Zeilen Information als Student lesen müssen – etwa zur Bearbeitung einer Hausarbeit –, gelangweilt hätte ich den Text zugeschlagen, und nach Minuten das Meiste davon vergessen.

Wie gesagt, momentan bin ich nicht viel mehr als das. Und trotzdem gibt der Text nur das Offensichtliche, das Messbare wieder; niemals der beschriebenen Person Fühlen und Träumen, sein Menschsein.

Inseheim wollt' ich den maltesischen Tennisstar kennenlernen: Wäre er mir ein guter Freund? Ein Gesprächspartner? Ein würdiger Schachgegner? Und betrifft meine Einstellung nicht auch alle anderen guten Menschen hier in Fornburg, Anniek eingeschlossen? Alles unbeschriebene Blätter, mit denen ich mich befassen muss. Anniek eingeschlossen.

Immer wieder strecke ich mich auf ganze Länge im Bett, spanne Muskulatur und Gelenke an, dass es Anniek bemerkt und umso eifriger meine Arme, meine Brust umgreift. Gestreichelte Eitelkeit, an einem Tag, der angesichts der vergangenen Erlebnisse nicht schöner hätte sein können.

Ob ich alles nur geträumt hatte? Schon einige Male war mir das vorgekommen: Erwacht aus einem Traum (nicht einmal zwangsläufig einem Alb), brauchte ich einige Sekunden um zu begreifen, dass die gesehenen Eindrücke nunmehr Wirklichkeit seien. Ein bemerkenswertes Gefühl! Jedenfalls träume ich dieserzeit nicht, gleichwohl Annieks anmutige Bewegungen mir ein Traumgleichnis bedeuten. Wollte ich aber

wirklich feststellen, was geschehen ist, müsste ich mich nur erneut aufmachen zur Ruine und diesen Ring suchen! Jedoch, nichts würde mich jemals wieder an diesen Ort treiben.

Meine Zufriedenheit mag ich mit folgender Analogie gar auf die Spitze treiben: Ein Tisch und ein Bett, ein Fass Tinte, einen gewaltigen Stoß Papier und eine Metallfeder an einem kantigen Stück Zedernholz – man schließe mich damit bis an mein Lebensende in einen Raum ein und ich werde zufrieden sein!

Obwohl – das ist vielleicht zu rasch gewünscht, zu unbedacht. Denn bedeutete es nicht auch den Ausschluss aller Bekannten und Freunde, ganz besonders Annieks? Wie könnte ich sie ausklammern, wo sie doch meine einzige ernsthafte Muse ist? Die ich, immer wieder in Gestalt und Namen abgewandelt, durch die meisten meiner Erzählungen führe und bei mir sein lasse?!

In diesem Moment richtet Anniek sich auf, so als habe sie ein Geräusch vernommen. Aufmerksam horcht sie in die Ferne. Dann wieder ein Trippeln, diesmal auf unserem Dach, das sich kurz darauf mit dem Kreischen einer Möwe davonmacht. Soweit nichts Ungewöhnliches. Doch gibt es mir Gelegenheit, die auf mir stützende Anniek aus einem anderen Blickwinkel zu sehen: Ungerichtet fällt ihr braunes Haar beidseitig ihres Nackens über Hals und Brust; bedeckt, was ihre Kleidung nicht bedecken kann. Das finde ich anregend und konzentriere mich umso mehr darauf. Obwohl meine Augen noch müde sind, erkennen sie die zahllosen Einzelheiten dieses Anblicks mit ebenso gespannter Ernsthaftigkeit, als müsste ich mich unerwartet einem Rudel Wölfe im Wald stellen: Wie gehe ich vor? Was lässt sich zu meinem Vorteil nutzen?

Nun, ausgehend von dieser egoistischen Idee umgreife ich ihre Taille und ziehe sie zu mir, dass sie abermals auf mir zum liegen kommt. Nun endlich verfange ich mich wieder in ihren Küssen, der habsüchtigen Begierde. Und es ist ein durch und durch geteiltes Verlangen.

Mit respektablem Unbehagen muss ich mich nun doch endlich aufrichten und ankleiden – es hilft ja nichts, der Tag muss beginnen. Letztlich treibt mich Neugierde heraus, denn eine Frage bleibt bestehen, die mich in Sorge hüllt: Wie haben meine Weggefährten die erschreckenden Erlebnisse verdaut? Geht es allen Teilnehmern der Expedition zur Fornburg-Ruine gut?

Plötzlich dominiert eine Art Ehrgefühl, das die Bedürfnisse meiner Freunde über eigene Vergnügungen stellt, so wohl es mir in Annieks Gegenwart auch ist. Und mit jedem neu angelegten Kleidungsstück Sorge ich mich mehr und mehr um der anderen Wohlergehen. Insbesondere denke ich an Admete, die ich doch vor Kurzem noch so kümmerlich vor dem Dorf angetroffen habe!

So muss ich auch Anniek, jedenfalls in einer Zusammenfassung, schildern, was mir widerfahren ist, oder wenigstens, was ich glaubte, gesehen zu haben. Diesmal beteuere ich umso mehr dasjenige zu glauben, was ich berichte. Anniek jedoch glaubt mir noch immer nicht, und das kann ich ihr nicht vorwerfen. Ich hätte mir das Märchen selbst nicht geglaubt. Stattdessen lächelt sie – und ihr Lächeln tötet jeden Selbstzweifel. Das bezaubernde Wesen blinzelt ein einziges Mal, da erhellt auch mein Herz; lässt mich wissen, dass wenig wichtig ist, wie sie meine Erinnerung versteht. Dass sie wahr sind – ob sie wahr sind . . . , ändert nichts an ihrer Liebe zu mir. Diese

eine Erkenntnis beruhigt so sehr, dass mir kein Beispiel, kein Vergleichswert einfällt. So verabschiede ich mich in vorgezahlter Sehnsucht, mit Kuss auf jede Wange, und wende mich dem Kahn zu, mit dem ich nach Fornburg übersetze.

Während der Überfahrt: Klares Wetter, kein gespenstischer Nebel in Sicht. Erleichtert atme ich auf. Gute Omen halte ich immer gern willkommen. Trotz allem ist die Überquerung des Sund kraftzehrender, denn ein recht frischer Wind lässt mich abtreiben, dass ich streckenweise eifrig gegenrudern muss. Zweifelsohne kommt der Winter.

Sobald ich das Tau verknotet, den ersten Schritt an Land gesetzt habe, schaue ich nach Leuten: Irgendwo hinter den Häusern meine ich Lenn gesehen zu haben, und aus Richtung der Werkstatt vernehme ich Geräusche, die der Schmiede eigen sind. Noch weiter erleichtert strecke ich den Rücken gerade, ziehe unverbrauchte Luft in die Lungen und schließe die Augen. Ob ich nicht doch alles erträumte habe? Fornburg ist jedenfalls »ganz der alte« Ort.

»Moin, alles gut?«, klopft mir plötzlich jemand mit bedrückend fröhlicher Stimme im Vorbeigehen auf die Schulter. Derjenige reißt mich aus der Träumerei, erschrocken sehe ich der frechen Unterbrechung nach:

»Marwo! Da kommt mir gerad' der Rechte entgegen!«

»Wie meinst du das?« – Er bleibt stehen und schaut, als habe er Zerwürfnis zu befürchten. Etwas erschlagen stehe auch ich vor ihm:

»Fragen . . . , ich meine, bemerken wollte ich: Wie geht es *dir*? Und deinem Sohn?«

»Gwyddno? Was soll mit dem sein? Fragst du, ob wir uns Blasen gelaufen haben zur Ruine und zurück? Na ja, einige sicher schon. Bin ja auch nicht mehr der Jüngste!«

Das Grinsen migriert zu einem herzlichen Auslachen. Dabei lache ich gar nicht, weil das Wetter so schön ist, sondern sich mein Kummer lichtet. Nie zuvor habe ich so gerne in ein so altes Gesicht geguckt.

Ob Admete zu Hause sey, frage ich ihn noch beim Abschied, aber er weiß es nicht. Also mache ich mich auf den Weg, denn ihr gilt meine Hauptsorge.

Marwo weist mich an, Fornburg in südlicher Richtung zu verlassen, und ich müsse hinter »den Hufeln« – damit meint er einen Pferch mit Ziegen und Schafen – nach rechts abzweigen. Achtgeben solle ich wegen der tiefen Löcher, die einen bei Sonnenschein die Füße brechen, bei Regen versinken lassen, wie er sich ausdrückte.

Das Haus selbst ist nicht schwer zu finden, obwohl eine riesige Linde einen großen Schatten darüber wirft, dass man zweimal hinsehen muss, um die Konturen aufzulösen. Sie ist von einer flachen, teilweise eingefallenen Mauer umringt, die das Gehöft wohl ehemals eingefasst hatte. Dem Wohnhaus gegenüber findet sich eine hohe Scheune, der ich gleich anmerke, dass schon lange kein Vieh mehr darin gehalten wird: Es fehlen der Misthaufen, die typischen Gerüche, Fliegen usf. Stattdessen erkenne ich an drei Seiten offene Tore, das Dach uneinheitlich mit Stroh, Holz- und Tonschindeln gedeckt, als habe jemand mit der optimalen Dachabdichtung experimentiert. Zum leichtfertigen Risiko eines Erfinders gehörte dann auch die drei Mann lange Stange, die vom Dachfirst aus in den Himmel ragt, und am Ende eine kleine Kuppel unbekanntes Zweckes hält.

Eindeutige Hinweise auf das Erfindertum der beiden Einwohner (deren nachgesagtes Vermögen ich bislang für wenigstens übertrieben hielt, so wie ein »großer Seefahrer« zuweilen auch nur ein gewöhnlicher Fischer sein kann) erkenne ich im herumliegenden Kram.

Auf einer Werkbank vor der Scheune liegt bereits allerlei Sehenswertes: Ein Satz fertig und unfertig ausgeschnittener Zahnräder, die Zähne unterschiedlich angewinkelt, keil- und kegelförmig zulaufend, mit engen und breiten Abständen eingesetzt; dann gibt es ein Gestell, an das sind Seile mit unterschiedlichen Knoten geknüpft – nur wenige davon habe ich je gesehen. Das alles beeindruckt mich ungemein: Es lässt sich schließen, dass ein Mensch noch immer bereitwillig an Dingen tüfelt, die andere für abgeschlossen halten. Denn wozu brauchte man eine neue Knoten-Variante, wenn der gelernte Säckeschnürer mit denjenigen drei–vier Varianten für Schlaufen und Zurren gut fährt? Dann wäre aber auch zu bedenken, dass es ja auch eigene Knoten für das Tragen von Flaschen, das Anleinen von Vieh und Booten gibt, die jede ihre Aufgabe besser erfüllen als der einfache Bund zum Verschnüren eines Erbsensäckl.

Nun gut, dann steht dort ein weiteres Gestell, daran laufen zwei parallele Räder mit abstehenden Spanten, die einen aufgewickelten Wollfaden aufdehnen. Offenbar eine Art Webmaschine zum Verflechten von Schnüren, jedenfalls hängt einseitig ein Geflecht heraus, kaum größer als meine Handfläche. Es ist ein zweifarbiges Stoff aus roten und braunen Fäden, stellenweise kompliziert geknüpft, doch ohne erkennbaren Anfang oder Ende oder Zweck des Erzeugnisses. Ein nicht abgeschlossenes Experiment wie die anderen.

Andererseits steht vor der Scheune etwas, das sehr wohl vollendet aussieht und ich Vergleichbares in ganz Fornburg noch nicht wahrnehmen können: Ein mittelgroßer Wagen, beinahe ganz aus Holz. Deichsel, Achse, Räder, Aufhängung, Boden, Wanne, dazwischen verschiedene, auf steifen Lederbahnen beweglich verbolzte Schienen, sodass eine Achsdrehung erreicht werden konnte. Eine faszinierende Konstruktion, deren Herstellung eine Weile gedauert haben dürfte, und nicht minder Sorgfalt bei der passgenauen Zurichtung aller Einzelteile.

Erstaunt trete ich einen Schritt zurück – ein weiteres Beispiel, denke ich, für den Einfallsreichtum zur Verbesserung eines altbekannten Gegenstandes, von dem niemand eine vordringliche Verbesserung erwartet hatte.

»Heda!«, unterbricht eine Frauenstimme meine angespannte Haltung. Da ich Admetes Stimme wiedererkenne, amte ich auch diesmal erleichtert auf. Ich drehe mich dem Schall nach – sie sitzt auf dem Heuboden der Scheune und lukt durch eine Öffnung im Mauerwerk. In einer Hand hält sie einen Bohrer, in einer anderen einen Holzwinkel, so als führe sie gerade Zimmermannsarbeit aus. Um von meiner von Lächeln, nein, Grinsen begleiteten Verblüffung abzulenken, poltere ich unbedacht eine Antwort los:

»Hallo-hallo, Admete!« (Dabei winke ich albern mit der Hand wie ein Zirkusclown.)
»Was hat das mit dem Wagen auf sich? Wie geht es dir?«

»Was meinst du?« – Ihr Gesicht zerfällt in Ernüchterung, als verhiesse meine Frage einen unerkannten Ernst. Daraufhin klettert sie eine Leiter herunter und steht

bald vor mir, mit einem nicht weniger besorgtem Gesicht. Dabei wollte ich sie nie beunruhigen! Im Gegenteil, ich wollte *meiner* Sorge abhelfen!

»Wie geht es *dir?*«, dreht sie den Spieß um, und zeigt mir damit, dass alles in Ordnung ist. Wie gerne wollte ich eine Stunde lang bei einer Tasse Tee auf ihrer Veranda sitzen, mich mit ihr über das Erlebte in der Fornburg-Ruine austauschen. Gleichwohl ängstigt mich die Vorstellung, Erinnerungen könnten abermals zur Wirklichkeit ausschweifen, diesmal vielleicht unkontrollierbar: Und so mag ich es doch gerne dabei belassen.

Bereitwillig führt sie mich auf dem Hof herum, bereitwillig folge ich. Wir gehen durch die Scheune, die vollgestellt ist mit fertigen und unfertigen Geräten, sogar auf dem Heuboden stehen Dinge. Es ist ein unerschöpfliches Lager an Holz und Schnüren, jenen Materialien, mit denen man am einfachsten Visionen, die sich der mechanischen Physik bedienen, umsetzen lassen. Ich sehe diverse Flaschenzug-Konstrukte von den Balken hängen; auffällige Vorrichtungen, Platten und Tafeln, auf denen hölzerne Zahnräder ineinandergreifen, um irgendeine Kraft zu übertragen. Da stecken Hebel, verbinden Stangen und Zapfen kleinere und größere Karren, allesamt mit Holz berädert, wie der große Wagen im Freien. Nicht alles sieht vollendet aus, und Admete bittet mich, nichts anzufassen, weil Karimor hier und da noch tüfelt. In der Tat – ich trete behutsam näher – sieht kaum etwas so aus, als sey es seit Jahren nicht bewegt worden.

Und bald stellt sich die mir jederzeit begleitende Frage: Wie können Leute mit solchen Vorlieben, solch einer speziellen Berufung ihr Auskommen haben? – Hier in Fornburg, dem Weltmittelpunkt der Freigiebigkeit, habe ich keine Zweifel an der Existenzberechtigung und -möglichkeit zweier Tüftler. Doch könnten sich die beiden auch außerhalb davon erhalten, beispielsweise in der Welt, aus der ich kam? Da arbeitete man ja den ganzen Tag, um ein Leben zu finanzieren, das man eigentlich leben wollte, es wegen des Berufs nicht konnte. Wie frei kann so ein Mensch im besten Fall sein?

Noch weniger frei wäre, der zum Bestreiten seines Lebensunterhalts an Tiere gebunden ist; der etwa regelmäßig seine Schafe scheren, seine Schweine füttern muss – es sey denn, er schlachtet oder verkauft die Herde, oder verliert sie durch Brand, Raubtiere, Seuche; der nicht einfach die Augen verschließen und feige davongehen kann, der ist den Tieren verantwortlich, hat moralische und wirtschaftliche Pflichten, für einen zusätzlichen Unterhalt Jahr um Jahr zu sorgen. Der Besitzer einer solch großen Herde nutzt die Tiere ja nie für sich allein, sondern stets zum Verdingen in einem großer gedachten Wohl; dem Wohl einer Gemeinschaft, ob nun der des eigenen Dorfes oder der nächsten Stadt.

Es muss ungerecht klingen, derselbe Maßstab sey auf die Tierhalter Fornburgs anzuwenden. Denn was hier geschieht, bleibt ja tatsächlich in der Heimat. Gleichwohl sie an die Tiere gebunden sind, besteht für sie keine zwingende Notwendigkeit daraus. Sie alle leben hier, weil sie es wollen – nicht etwa, weil hier die Grundstückspreise oder die Kriminalitätsrate niedrig sind!

Bald darauf verlassen wir die geräumige Scheune und betreten guter Dinge das kleine, von einem ausladendem Garten gesäumte Wohnhaus. Dort erwartet uns bereits Karimor, heißt mich willkommen und führt durch das Haus – das, zugegeben, nicht weniger chaotisch eingeräumt ist, oder besser, eher einer Werkstatt, der Manifestation eines Erfindergeistes gleicht. Gleichwohl erkenne ich Regionen von Ordnung, etwa die Konserven im Regal oder die nach Größe sortierten Bücher, die sich hier und da auftürmen. Es ist eine zweckdienliche Einrichtung, mit der man sich, mit einer guten Idee aus einem Traum erwacht, sogleich ans Werk machen konnte. – Nicht anders bin ich zuweilen verfahren, indem ich mir Stift und Papier in allen Räumen so parat legte, dass ich jedenorts einen guten Einfall würde niederschreiben können.

Ich bleibe stehen vor einem hübsch beschnitztem Schränkchen, in dem liegt handgefertigter Steinschmuck. Dass er handgefertigt ist, sehe ich gleich, denn derartig ansehnliche Windungen aus Gold- und Silberdraht (weiß der Teufel, wo sie den her haben) kann man nicht als Massenware kaufen! Da sind glatte Steine eingefasst, wohl aus dem Bach oder der Meeresbrandung gesammelt, wohlig umwickelt oder durchbohrt und aufgehängt, doch stets so ästhetisch und bewundernswert, wie man sonst eine Marmorstatue der italienischen Renaissance zu bewundern fähig ist, eine Zeitlang seine Augen nicht abwenden kann. Dann sehe ich genauer hin, nehme einen der Steine in die Hand: Ein ovalgewaschener, grauer Stein, ganz matt, auf den wurden mit unermesslicher Akribie und hauchfeinen Pinselstrichen Blumenstände gemalt, so echt, dass sie wie in Bernstein eingeschlossene Pflanzen aussehen. Eingekleidet ist das Schmuckstück mit drei Reihen geflochtenen Golddraht. Manche Stücke gibt es gar zweimal, dass man sie als Ohrringe tragen könnte. Mit großen Augen starre ich in die Runde, bis Admete endlich eingesteht, dass es ihre Arbeit ist. Und was erfreut sie mein Staunen, dass ihr heiter das Herz aufblüht, gleich dem bemalten Schmuck.

Es gibt nicht Vieles, das mir die Sprache verschlägt, insbesondere so unerwartet. Einmal stand ich abends in einem Wald und lauschte in die Stille, da ging es mir durchs Mark. Einmal weilte ich hinter Anniek, umarmte sie und küsste ihren Hals, da ging es mir durchs Mark. Der Anblick dieser wunderbaren Schmuckstücke, von denen sonst niemand weiß, und mit denen Admete auch nicht ernsthaft zu prahlen scheint, erregte ein ganz ähnliches Gefühl – nicht gleichwertig, aber nah dran. Und das ist es, das ich an Fornburg und seinen Einwohnern bewundere: Diese Verschwiegenheit über bemerkenswerte Dinge und Taten, die mich dazu verleitet, nur noch mehr wissen, hören und sehen zu wollen!

Bald sitzen wir doch bei Tee auf der Veranda und ich lasse mir von Admete ihre Anpflanzungen schildern, die stolz jede einzelne beim Namen nennen und zeigen kann. Besonders über eine Anzucht von Rapunzeln spricht sie stolz und betont. Irgendwann muss ich bekennen, ihren Ausführungen nicht länger folgen zu können. Ob sie sich hinsichtlich ihrer botanischen Kenntnisse mit Catla austausche, frage ich schließlich. Doch lachend entgegnet sie:

»Was hier wächst, ist nur bunt, nicht nützlich.«

»Das erstaunt mich doch«, entgegne ich, »Von einem wissenschaftlichen, konstruktiven Geist habe ich erwartet, dass er sich mit ... pragmatischen Dingen um-

gibt.«

»Sind schöne Blumen zum Bewundern nicht pragmatisch, verhelfen sie mir doch zum geistigen Gleichgewicht?!«

Mein verdutztes Gesicht verrät, dass ich vergessen habe, es im Grunde genauso zu halten: Was ist ein schönerer Ausgleich für einen stressigen Arbeitstag voller Kompromisswillen, als das Verfassen eines Gedichts, oder, sey's drum, irgendein blöder Film im Fernsehen, über den man sich lustig machen konnte? Nun, in Fornburg gab es weder Elektrizität noch Fernsehen. Und dennoch habe ich mich bereits dabei erwischt, ziellos aufs Meer zu starren, aus dem Grunde seiner Schönheit.

»Eine andere Frage plagt mich außerdem, Karimor.«

»Nur heraus damit!«

»Als ich vorhin in der Scheune war, da sah ich das Modell eines Propellerflugzeugs, etwa im Maßstab 1:3. Weißt du, was ich meine?«

Er nickt beiläufig und weiß doch genau, wovon ich sprach. Der Künstler kennt sein Inventar. Ich bezog mich auf das Modell, das ich aufgrund seiner Nutzlosigkeit als bemerkenswert empfand. Nicht nur, dass es ganz aus Holzstreben bestand (es also ein Modellskelett ganz ohne Verkleidung war), und aufgrund eines fehlenden Motors ohnehin keinen selbstdrehenden Propeller geben konnte!; nein, es schien gänzlich fluguntauglich, hatte nicht einmal einen Sitz; war sogar zu groß und zu schwer, um es dekorativ von der Decke hängen zu lassen, dass es unten stehen musste zwischen allen sonstigen Maschinen, für die nichts anderes als der Boden infragekam. Da sich nun endlich selbst der Propeller nicht zu drehen imstande war, ward ich stutzig, wofür das Modell sonst gut sein sollte. Ebenso hätte er das Modell eines Elefanten im Maßstab 1:1 bauen können – es wäre nicht weniger ohne Anwendungsbezug geblieben.

»Inmitten all der anderen Konstruktionen scheint mir das Flugzeugmodell ... nett anzusehen. – Doch ohne Zweck.«

»Was du dich fragst«, erklärt Karimor mir gelassen, »kommt von einer falschen Vorstellung über uns, Admete und mich.« – Er steht auf, geht durch den Garten und berührt einige der noch blühenden Pflanzen: »Was Admete ihr Ablenkung bedeutet, das Bunte der Natur anzusehen; das ist mir das in Holz umgesetzte Gedankenspiel. Nimm' als Beispiel ein Damebrett. Für die einen ist es bloßes Spiel, für die nächsten hübsch anzusehende Schnitzkunst – jedenfalls auf Schachfiguren bezogen –, für den Dritten steht das Ganze für die allumfassende Idee, zwei Menschen friedlich zueinanderzubringen. So baute ich das Modell der Flugmaschine aus einer nicht minder zweideutigen Vision heraus; und als es fertig war, wusste ich doch nichts damit anzufangen.«

»Viele Nächte musste er darüber schlafen«, ergänzt Admete hingebungsvoll, »bis er erkannte, wozu er Arbeit in das Projekt gesteckt hatte.«

»Ganz recht«, fährt er fort, »Es war mir ein Mahnmal, eine Erinnerung daran, wie Menschen fliehen; die Heimat verlassen – und aus welchen Gründen. Neben denen, die vor Krieg, Armut und politischem Faschismus Reißaus nehmen (für deren Flucht ich durchaus Verständnis habe; ich an deren Stelle aber nicht erwarten wollte, woanders mit offenen Armen aufgenommen zu werden), fliehen viele aus

Reiselust – dem Fernweh, wie man sagt. Solche privilegierten Menschen langweilen sich jedoch schnell in der exotischen Fremde. Sie sind keine Pilger, die Weisheit und Erfahrung auf ihren Reisen sammeln, sondern gleich schnöden Touristen, die selten verstehen, wo sie sind; die von besuchten Monumenten Fotos machen, ohne sie je wieder anzusehen. – Und was ich daraus lernen kann? Dass sich solche Menschen besser auf die Heimat besinnen sollten; ihre Mitmenschen und die unmittelbare Umwelt zum Guten aufrufen und erhalten sollten – mehr steht dem Einzelnen kaum zu.«

»Anniek ist so ein Mensch«, fügt Admete bewundernd hinzu, und Karimor nickt abermals zustimmend: »Indem sie die Kinder belehrt, verbessert sie ihr Umfeld!«

Schweigend blicke ich einen Moment in die Sonne. »Ich erkenne keinen Widerspruch in deinen Worten, deinen Blicken«, spricht Karimor mit neckender Zunge.

»Und in meinem Herzen!«, murmle ich: »Warum sollte es den auch geben? Ich liebe dieses Wesen mehr als alles auf der Welt! Und bin stolz darin!«

Ein kaum hörbares Seufzen entkommt Admetes Haltung, verfliegt, ehe ich es wahrgenommen. Dabei war ich nie gut darin, mich vor Fremden – damit meine ich alle, die nicht meine Liebste sind – im romantischer Offenbarung zu erklären.

»Trotz allem blickst du missmutig, zuweilen ernst!« – Das erkennt Karimor mit erstaunlicher Einfühlsamkeit. Auch ihm ist das anteilnehmende Seufzen seiner Gefährtin nicht entgangen – und meine wenig euphorische, im Grunde widersprüchliche Bedrücktheit. Obwohl mein Gewissen rein ist, schulde ich den beiden eine Erläuterung:

»Dass Blicke nicht alles zeigen, haben wir bereits festgestellt.« Schwer atmend und angespannt befreie ich meine gezwungene, auf Höflichkeit situierte Haltung und hebe die Stimme, als wollte ich gut hörbar beim Theater vorsprechen.

»Alles, was mir Anniek ist, heißt endgültiger Ernst; eine Art monolithischer Ethos; eine neue Religion. Wie die eine Hälfte der Menschheit das Lieben als große Freude wahrnimmt, die das Glück der Zufälligkeit feiert; die andere Hälfte darin mit aller Nüchternheit die genetische Gesetzmäßigkeit des Determinismus wiedererkennt – ist es für mich keines von beiden; und doch beides zugleich! Dass diese Frau mich liebt, meine Freunde, bedeutet mir das höchste Glück, und ich sehe darin den Gegenpol für ein langes, entbehrendes Dasein. Als Wissenschaftler gilt sie mir außerdem als vorherbestimmt – denn mein Herz fragt: Wer sonst sollte zu dir gehören, wenn du in ihr bereits hast, was immer du gewollt?«

Die Blicke zeigen, dass Admete und Karimor mir zwar zuhörten, aber wenig verstanden. Musste ich in meine Überzeugung dann noch weitere Worte geben?

Von meiner Aufrichtigkeit offenbar überrascht, die mir den Puls hochtrieb und die Schweißperlen auf die Stirn getrieben hatte, stellt Karimor sich an meine Seite, greift an meine Schulter und bittet mich behutsam zur Wiederplatznahme.

»Es war nicht unsere Absicht, dir zuzuhören«, beschwichtigt er mit einfachen Worten. Und einfach ist meine Antwort:

»Das seid ihr nicht, meine Freunde, das seid ihr nicht.«

Nunmehr wurde klargestellt, wie verletzlich ich in Bezug auf Annieks Zuneigung reagieren konnte.

Und fürwahr, darüber habe ich noch niemals Spaß verstanden! Schon immer ahnte ich, dass mich so eine Einstellung unsympatisch werden lassen konnte. Zum Beispiel: Mädchen, in die ich zu Schulzeiten verliebt gewesen bin, beäugte ich mit einer mir damals nicht bewussten, übertriebenen Eifersucht auf Leben und Tod. Selbstverständlich hätte ich niemals einen Mitschüler wirklich verletzt, bloß weil er mit der von mir Angebeteten ein Wort wechselte! Mir ging es eher um die Ausgrenzung oder Abschottung von möglichen Rivalen, im Idealfall durch ein nicht beeinflussbares, nicht vorhersagbares Ereignis erzwungen. Aus dem Keim dieser Gedanken entstanden frühe Kurzgeschichten und eine Robinsonade, die ich mehrteilig ausbaute.

Mittlerweile bin ich erwachsen genug, die Naivität meines Verhaltens zu verurteilen. Heute weiß ich beispielsweise, dass ich Rivalen nicht hätte fürchten müssen, solange mein Schwarm sich nur ernst genug für mich interessierte. Und das zu bewirken, hatte ich allein in der Hand.

Um die für alle Beteiligten eigenartige Situation aufzulösen, schlägt Admete einen Themenwechsel vor und gießt Tee nach. Nur zurecht, wie ich befinde, denn es gibt noch anderes zu bereden als das Persönliche.

Das beängstigende Ereignis, dessen ich nach der Rückkehr aus der Fornburg-Ruine zuteilwurde, behalte ich für mich, zumal Admete, zu meiner umfassenden Beruhigung, keinen Schaden genommen hatte; ihr Martyrium zuletzt vielleicht nur Einbildung gewesen war. Um das Unheil nicht ein zweites Mal heraufzubeschwören, empfahl ich mir, jeden Gedanken auf einen erneuten Besuch des verwunschenen Ortes zu verweigern. Und dies fällt mir nicht schwer, denn unser eigentliches Expeditionsziel – das Erkunden und Aufsammeln von Metallresten – hatten wir, mit Ausnahme des Kamingitters, nicht erreichen können. Admete und Karimor sehen das nicht anders, als ich sie nach einem Resümee unseres Ausflugs frage:

»Insgesamt eine armselige Ausbeute; mit wenig Potenzial für mehr Funde«, wie Admete sich enttäuscht ausdrückt. Sie erzählt weiter, dass sie jenes eine Beutestück, das ich am Abend unserer Heimkunft in den Schlamm hatte fallen lassen, bereits auf den Hof geschleppt und weiteren Untersuchungen unterzogen hatte.

»Weitere Untersuchungen? Was kann man an einem rostigen Gitter denn untersuchen?«, frage ich ungläubig. Karimor zeigt es mir.

Er führt mich auf die Rückseite des Hauses, dort ist ein Labortisch im Schatten eines Baldachins aufgebaut. In einer flachen, mit Flüssigkeit gefüllten Wanne steht mit einer Ecke das Kamingitter. Es ist grob der Schmutz abgebürstet worden, doch noch ebenso rostig wie zuvor. Der Experimenteur erklärt seinen Versuch: Proben des Eisens wurden verdünnten Laugen und Säuren ausgesetzt, um die Reaktion festzustellen. Derzeit reagiere es mit Apfelsäure. Besser noch sey Essig, bemerkt er, wie er etwa aus einer Pflanze namens *Mehlbeere* zu gewinnen sey. Da er das so hilflos im Raum stehen lässt, empfehle ich ihm Rücksprache mit Thelan zu halten, der sich meines Wissens mit Pflanzen gut auskennt. Nichtsdestotrotz erhofft sich Karimor von seinen Versuchsreihen Erkenntnisse über die Herkunft des verhütteten Erzes oder gar dessen Veredlung während des Schmiedens. Denn so wie wir Drei um den

Tisch herumstehen: Sowohl der Handwerker, der das Gitter einst angefertigt; noch der Hausherr, für dessen Kamin die Bestellung aufgegeben worden war; noch der Ursprung des Erzabbaus ist von uns zu verstehen: Das mochte zweihundert Jahre her sein oder tausend.

»Für mich persönlich stellt sich die Frage, wie wir mit unserem eigenen Rennofen fortfahren werden, wenn uns die Ruine keine Metallreste liefert. Das Einschmelzen des Gitters wird uns kaum weiterbringen, richtig?«

»Nun«, antwortet Karimor, »wir Fornburger versuchen uns in vielen Dingen, beispielsweise dem Guss von Kerzen aus dem gekochten Fett von Fleischresten. Auch an einer tragfähigen Rezeptur von Kalkmörtel arbeite ich seit Jahren. Und gleichwohl uns diese Vorhaben mal besser, mal schlechter gelingen wollen, so bedeutet ein Misserfolg keinen Untergang. Auch ohne Kalkmörtel, ohne Essig, ohne Roheisen wird die Sonne jeden Tag über den Horizont steigen, werden wir zu Essen von unseren Feldern und aus unseren Gärten haben! Niemand sagt, dass wir eines Tages mit qualitativ gutem Branntkalk oder Pottasche werden arbeiten können. Gebrannter Kalk, mit etwas Sand gemischt, ist ein tolles Baumaterial. Trotzdem ist der Aufwand für das Kalkbrennen nur dann sinnvoll, wenn es in der Nähe des Dorfes kein alternatives Baumaterial, Holz etwa, gäbe. Wir müssen daher akzeptieren, dass uns bestimmte Rohstoffe hier an der Küste einfach nicht zur Verfügung stehen werden.«

»Und doch habe ich euch vorgeschwärmt von Glas und Eisen!«, gestehe ich beschämt ein.

»Dann vergiss auch bitte die Mühlräder nicht!«

»Richtig!« kommt Karimor seiner Frau zuhelfe: »Keiner von uns hatte je geglaubt, dass die Mühle eines Tages uns wieder die Körner mahlen würde! Dann kamst du daher und wusstest etwas, das wir nicht wussten. Und jetzt haben wir zwei wunderbare Mühlsteine!«

Im Grunde haben die beiden recht mit ihrer rücksichtsvollen Belehrung: Wer sagt denn, dass nicht eines Tages ein Fremder erscheint, der sich darüber wundert, dass wir nicht dies und das der uns umgebenden Ressourcen zu nutzen wussten. Ich selbst bemerke mit Wohlwollen, dass die Fornburger die von mir angestoßene Initiative zur Nutzung der lokalen geologischen Rohstoffe weiter verfolgen.

So nehmen wir fürs Erste Abschied, denn wie ich heute lernte: Nichts muss an einem Tag beschlossen sein.

Mein nächster Weg führt zu Oren und Mathilda; am wichtigsten ist mir freilich Ilô, der uns zur Ruine begleitet hatte. Überstand er die Nacht ebenso geruhsam wie ich? War er überhaupt gezeichnet? Oder ließ sich auch von ihm behaupten, dass er den von mir erfahrenen Albtraum wahrgenommen hatte?

Noch bevor deren Haus in Sichtweite kommt, höre ich Marwos Stimme, der mit einem Nachbarn plaudert und unentwegt die Tragödie seines umgekommenen Esels wiederholt. Für eine Sekunde erkennt er mich im Augenwinkel, grüßt mit erhobener Hand und wendet sich wieder seiner Schilderung zu. Als Wissenschaftler verstand

ich selten, wie man über so eine Einzelheit mehr als einen Satz verlieren konnte. Dem unbekümmerten Volk ist jedoch eigen, dass es Geschichten ausdehnen; den Inhalt einer Mitteilung insofern verfehlen kann, als dass es zu Stammtischgesprächen ausartet, zu langen Abenden, an deren Ende man nicht sicher sein kann, welche nützlichen Botschaften man überhaupt mitgenommen hat. Vielleicht geht es gar nicht darum, und ich habe das nie verinnerlicht. Dabei ist meine oftmals pessimistische Ansicht vom Leben nicht bloß eine Meinung, wie sie jeder hat und haben darf! Vielmehr ist sie der sich stets bekräftigende Wahrheitswert einer jahrzehntelangen Lebenserfahrung.

Bestimmt klopfte ich an die Tür und warte brav, bis man mir öffnet. Es ist Oren. Ihm folge ich ins Innere seines Hauses, ins hintere Zimmer, das man am besten als Wohnstube bezeichnen mag. An seiner Stimmung erkenne ich Unbeschwertheit, und folgere gerne und voreilig, dass mit Ilô damit alles in Ordnung sein muss. Er bittet mich zu Tisch, an dem gerade Zutaten für das anstehende Mittagessen zerteilt werden, und wendet sich ab, um einen Kessel Tee vom Feuer zu nehmen.

»Bevor du gehst«, stimmt er an, »will ich dir mitteilen, was ich über die Gewinnung von Pottasche gelesen habe.«

»Was hast du denn erfahren?«, kehre ich mich ihm zu und nehme erstaunt ein langes Messer in die Hand, mit dem jemand vor Kurzem Möhren zerkleinert hat.

»Gut, dass du mich darauf ansprichst! Ich will gleich meine Aufzeichnungen holen!« – Und er stürmt aus dem Zimmer, dass er die Teekanne ganz vergisst und über dem Feuer hängen lässt. Nachdem er verschwunden war, gehe ich an seiner statt zum Herd und beende sein Vorhaben. Da bemerke ich, dass jemand im Nebenzimmer ist.

Behutsam wie eine Katze bewege ich mich durch die Stube, doch die knirschenden Holzbohlen verraten mich. Und so ist Ilô, den ich im Nebenraum antreffe, in der Tat wenig überrascht über mein Dasein. Er steht an einem kleinen Fenster, durch das ein warmes Sonnenlicht eindringt. Dort stehen mehrere Schüsseln mit einer breiigen Pampe.

»Guten Morgen, Ilô! Was tust du gerade?«

Da erklärt er mir, dass er Sauerteig anzüchtet, indem er altes Vollkornschrot mit Wasser angerührt hatte und darauf wartete, dass sich Leben rege. An den kleinen Bläschen würde man das erkennen. Und in diesem Moment begutachtet er die bisherigen Ergebnisse; schüttet die Schalen ohne sich regenden Inhalt aus, und teilt jene, in denen sich etwas tut, um sie mit frischem Wasser aufzugießen; die Brut zu mehren. Fasziniert sehe ich ihm zu.

»Was ich eigentlich wissen will, Junge: War es aufregend in der Ruine? Vielleicht zu aufregend? Hast du etwas für dich gelernt; etwas mitgenommen?«

Ohne mich anzusehen, greift er eine der Schüsseln und leert sie zur Hälfte in einen Eimer aus: »Das habe ich verloren.«

Daraufhin gießt er frisches Wasser nach, dass die Schale anschließend genauso hoch gefüllt ist wie zuvor: »Und das habe ich gewonnen.«

Einen Augenblick stehe ich mit seinem Rätselwort alleine im Raum, so als wäre er gar nicht anwesend. Was wollte er mir damit ausdrücken?

Wie ich ihm gegenüber Unverständnis eingestehe, erklärt er sich, geradeso, als sey ich das Kind und er der Erwachsene; in einem Moment wie diesem erkenne ich erneut die unlängst bekannte Weisheit, die in ihm schlummert, und er führt mich an einen Tisch, wo Karten und beschriftetes Papier, Notizen, ausgebreitet sind.

»Hat nicht jeder von uns etwas verloren auf diesem einmaligen Weg? Und etwas gewonnen?«

War es so einfach? Einfache Worte für eine einfache Sache?

»Verloren habe ich meine Furcht vor langen Wegen; die bedrückende Enge der Studierstube; den Geschmack von Mutters Küchenkraut.«

»Und gewonnen?«

»Sieh' selbst!«, und meine Augen folgen seinen Händen.

Zunächst liegt da eine große Karte wie ein Tischtuch, mit der Feder skizziert, konturiert und schraffiert, die zeigt das Dorf Fornburg und das weite Land darum, einschließlich des Weges zur Ruine und zurück. Beinahe beiläufig kommentiert er, dass der Grundriss vom Dorf Fornburg schon lange bestand, und nun endlich, zu seiner Befriedigung, mit zahllosen Eindrücken vervollständigt werden konnte. Tatsächlich sind Wege, Felsen, Hügel, Wasserläufe, markante Bäume und die Mauerreste der Ruine selbst so kleinlich wiedergegeben, dass sie nicht erdacht sein konnten. Wie auch immer dieses topografische Genie es anstellte – folgte ich den Linien mit den Augen, kam eine Erinnerung, als würde ich selbst dort entlanggehen. Ein wunderbares Werk, dem gegenüber sich nichts anderes als Bewunderung entgegen ließ.

Anschließend gab er Einblick in seine Notizen:

»Verständnis zum Beschreiben der Natur«, stand als große Überschrift geschrieben, darunter waren in Versform Begriffe notiert, gegliedert nach Kategorie und Größe. Teil 1 hatte Ilô »Bewegtes Wasser« genannt und dichtete:

A: *Rinnsal* – aller Wasser Anfang,
jung und wild im Dasein,
kannst breitbeinig überspannt werden,
unscheinbar dirbst du dahin.

B: Rasch und unnahbar der *Bach*,
mit einem Satz übersprungen,
trägst Leben, das es dir
ohne Falsch verdankt.

C: Nur ein Stein, beherzt geworfen,
überwindet die Weite des *Flusses*,
der, von Ufer zu Ufer,
Menschen bindet, Länder trennt.

D: Der *Strom* nährt die Meere,
ist wallende Ader, blau und grau,
breit, dass die Ufer einander unsichtbar,
und jeder einen Namen hat.

Auch für andere Natureinheiten hatte er Begriffe gefunden, die er der Größe nach ordnete und mit einem eindeutigen Merkmal beschrieb, so wie er es beim »bewegten Wasser« getan hatte: Das Rinnsal kann man breitbeinig überstehen, den Bach überspringen, den Fluss mit einem Stein überwerfen und so fort. In anderen Abschnitten beschrieb er offenbar stehende Gewässer (Pfütz, Weiher, See, Meer), Geländemorphologie (Hügel, Berg, Gebirg) und »Belaubtes«. Es klang aufregend, wie er sich ausdrückte und ich hätte gerne mehr gelesen. Das Belaubte beispielsweise unterschied er in Hain (»zu licht für Verliebte«), Forst, Wald und ...

»So einen Begriff habe ich noch nicht gehört, Ilô. Was ist denn *Mäden*?«

»*Der Mädén*«, verbessert er mich, »ist ein Urwald, so selten das Wort, so selten das Grün.«

Wenn der Junge nicht achtgibt, denke ich mir, spricht er als Erwachsener nur noch in Rätseln. Wie soll er da eine Freundin finden?

– Das ist freilich überhaupt eine interessante Frage. Ilô ist jetzt etwa zehn Jahre alt. Nur die Töchter von Darren und Catla, Teuderun und Hedwig, sowie Inciona sind ein wenig jünger als er. Doch was, wenn ihn keine davon interessiert? Oder sie sich für ihn? Aswin ist etwa gleichalt wie er. Paskan viel jünger, vielleicht sechs. Da stehen die Chancen gleich, könnte man sagen: Drei Mädchen, drei Buben. Eine große Auswahl für so ein kleines Dorf voller Erwachsener?

Und wenn sie alle einander nicht ansprechen? Ziehen sie dann aus und verlassen Fornburg? Genau genommen sollte jede junge Dame mit einem Fang wie Ilô zufrieden sein: Klug und beherzt, aufrichtig sprechend, selbstbewusst; auf seine Art aber auch introvertiert, zurückgezogen, so wie ich als Jüngling. Vermutlich Sorge ich mich umsonst, nicht nur, weil es mich nichts angeht: Denn auch ich hatte beispielloses Glück mit meiner Gefährtin.

»Hier bist du ja!«, betritt Oren den Raum und durchbricht meine frommen Gedanken. Ohne dasjenige, das sein Sohn zusammengetragen hatte, mit einem besonderen Blick zu würdigen, legt er einen Folianten auf den Tisch, sogar auf Ilôs Notizen und zeigt mir darin eine Passage über Pottasche. Ich lese, dass sich Pottasche am Besten durch Eindampfung geeigneter Pflanzenasche gewinnen ließe. Hauptsächlich gebrauche man dafür Buchen- oder Eichenasche.

»Wachsen denn in der Gegend so viele Eichen und Buchen?«

»Das weiß ich nicht, da sollten wir Darren fragen. Viel wichtiger ist aber, was ich gestern erst in Erfahrungen konnte.« Da legt er ein zweites, kleines Buch auf das Größere und fasst es zusammen: »Nämlich, dass wir auch Algen veraschen können. Und die finden wir hier an der Küste in Mengen!«

»In Ordnung!«, stelle ich erleichtert fest, denn es bedeutet, dass wir die Glaschmelze einleiten können, wenn wir ausreichend Brennmaterial zusammentragen.

Wenn uns also der Rennofen schon mangels Erz nicht gelingen will, dann wenigstens das Glas!

So schließe ich beide Bücher und lege sie beiseite. Behutsam glätte ich Ilôs Notizen, die mir so viel wertvoller erscheinen, und in dessen Arbeit ich mich selbst wiedererkenne. Dasjenige, das man aus seinem Geist entnimmt, auf Papier tradiert, im Zuge der lodernen Flamme seiner Kreativität, das man auf Risiko unkopiert ablegt, weil es nicht anders geht. Und verbrennt jenes wunderbare Schaffen oder wird durch einen unbeabsichtigten Windstoß zerlegt, dann zerbricht auch des Schaffenden Herz unwiderruflich. So habe ich Verständnis für Ilôs Künste und will sie ebenso bewahren, als seien sie die meinen. Oren bitte ich daraufhin um ein Gespräch unter vier Augen.

»Dein Junge ist etwas Besonderes.«, stelle ich freigiebiger fest, als ich mich sonst jemandem öffne. Einem wahren Freund gegenüber ist das schon denkbar. Und endlich findet der wahre Freund auch die lange gesuchten Krüge, um Tee einzuschenken. »In einer Welt wie dieser – er könnte zu den großen Gelehrten zählen.«

»Was sollte ihn abhalten?«, will sein Vater wissen. Als ob das nicht offensichtlich wäre:

»Du hast allein in diesem Haus eine ganze Bibliothek, das kann man nicht verkennen. Doch Wissen ist nicht alles. Erfahrung muss der Bursche sammeln! Wenn es nicht so kalt klänge, würde ich sagen: Er muss raus in die Welt!«

»Raus in die Welt, sagst du? Du weißt doch, dass ... «

»Ja, Oren, ich habe es nicht vergessen. Das nächste Dorf ist Tage, vielleicht Wochen entfernt; wir leben hier am abgelegensten Ort der uns bekannten Wirklichkeit.«

»Für uns Ältere war das immer genug.«, murmelt er, im Beginn verlegen, denn er erkennt, was ich ausdrücken will:

»Uns Ältere? Wir sind doch auch nur junge Leute. Ältere, das sind Yista und Bertold. Die kann nichts mehr schrecken, die haben ein ganzes Leben voller Wunder gesehen. Ob es ihnen einfach war, mag ich nicht beantworten, dazu kenne ich sie zu wenig. Und doch schaue ich auf Ilô und meine, dass in ihm ein Wille brennt, die Grundmauern der Erkenntnis einstürzen zu lassen; nur um sie gleich darauf neu zu errichten! Selten habe ich derartige Ehrfurcht empfunden.«

»Was erwartest du? Mehr, als ich ihm als Vater oder in meinem Beruf zutragen kann? Oder seine Mutter, die ja immerhin Ärztin ist!«

»Sey mir nicht gram, Oren.«

»Oh, nein, nein, dazu braucht es mehr, mein Guter!« Er lächelt und hebt an die Tasse. Zu meinem Glück hat er richtig gedeutet, dass ich dem Jungen nur das Beste wünsche. Was auch sonst?

»Weißt du«, setze ich neu an, »Ich komme aus einer Daseinsform, da herrscht vor die allgegenwärtige Hypothese, dass der Einzelne in einem Zeitalter lebe, in dem es keinen wirklich freien Menschen gibt.«

»Das klingt bedrückend. Was meinst du?« Und nichts lieber als das will ich es ihm schildern:

»Eine Welt, in der die Landmassen ausnahmslos in Staaten und Anspruchsgebiete gegliedert sind; jede Stadt, jedes Dorf darin gehört zu einem bestimmten Einfluss-

bereich, in dem das eine oder andere, auf gefundenen oder religiösen Umständen abgeleitete Recht herrscht; doch einander so unterschiedlich, dass die Menschen einander nie friedlich oder wenigstens nicht länger argwöhnisch gegenüberstehen könnten. Immer gibt es etwas zu neiden, zu intrigieren, am eigenen Hiersein zu meckern, dass es ein anderer besser habe; und dass man sein Schicksal danach zu bestimmen habe, dieses andere, dieses bessere Wohl, zu erlangen. Schlimmer noch, man kann sich diesem Wahnsinn nicht entziehen, selbst wenn man ihn mit geballter Vernunft entlarvt und durchschaut. In der Welt, aus der ich kam, Oren, gibt es keinen rechtsfreien Raum; kein Gebiet, auf das nicht irgendwer Anspruch erhebt.«

»Fortlaufen ist keine Lösung, richtig?« Nickend stimme ich zu:

»Fortlaufen ist keine Lösung. Wer sich entscheidet, einen anderen Weg zu gehen, hat schlechte Karten.«

»Karten?«, kommentiert plötzlich eine weitere Stimme und Mathilda betritt den Raum. In ihrer Hand hält sie tatsächlich einen Stoß Karten und setzt sich zu uns an den Tisch. Der Talon ist ungewöhnlich groß und mir scheint, es sind Tarot-Karten.

»Jedenfalls ist man von Kleinauf zum Überleben, zum Gelderwerb genötigt, und damit zu einer Berufung, die innerhalb der Gesellschaft nützlich ist. Eine Ärztin, wie du es bist, Mathilda, wird stets willkommen sein. Doch ein Buchliebhaber wie du, Oren, der könnte nur bestehen, wer sein Auskommen hat. Und auf dieser Gratwanderung, zwischen geregeltm Einkommen und Leidenschaft, sollen die großen Geister der kommenden Generation keimen. Hätten sie nur ein ganzes Leben für das eine, ihre wahre Berufung – es gäbe zahllose Genies mehr unter uns.«

»Oh, sind wir keine Genies in deinen Augen?«

Bevor es lächerlich wird, bremse ich die forsche Behauptung aus: »Ich hoffe ihr wisst, dass das so nicht gemeint war!« und fahre dann fort: »Was ich eigentlich sagen will: Die Entscheidung, allein im Wald zu hausen, sich das Haus mit eigenen Händen zu bauen, niemandem eine Steuer zu zahlen, ist allein dem anonymen Extremisten gegeben. Anonym, weil er nicht aufgegriffen werden darf in seiner mutmaßlichen Anarchie, da er sonst sogleich ins Gefüge der Gesellschaft zurückfällt. Der Isolat, der in den Hügeln haust, ist so ein Beispiel.«

Und mir wird bewusst, dass er in der Tat der Prototyp des von mir beschriebenen freien Geistes sein muss. An nichts gebunden und niemandem Rechenschaft schuldig, wie und ob er seine Lebensstage füllt. Dabei geht es mir ja ganz ähnlich: Die Fornburger sind ehrliche Selbstversorger; sie zahlen weder Mieten, Pacht noch Steuern. Sie brauchen kein Geld, kein Bankkonto, keinen Personalausweis, ohne die man in der alten Welt nicht einmal ein Mensch gewesen wäre.

»Das alles galt gewiss nur für den überzeugten Einzelgänger«, bedenkt Mathilda: »Denn so kann nur jemand sprechen, der noch keine Kinder hat. All jene mit Familie wären nämlich weiter auf eine Gemeinschaft angewiesen, und darin auf die Akzeptanz, mit dem man seinen freien Willen verliert.«

Treffender und bedrückender hätte man es wohl nicht zusammenfassen können. Man muss sich schon die Frage gefallen lassen: Warum darf ich mein Leben nicht selbst verantworten? Indes atme ich auf, nunmehr ein Fornburger zu sein.

Es vergeht kein Schluck aus der Tasse, da greift Mathilda nach dem Kartentalon und legt aus.

»Tarot, Mathilda?«

»Ich weiß schon, was du sagen willst: Wie kann jemand, der Mediziner von Beruf ist, an das Kartenorakel glauben?!«

»Nun ja«, wage ich mich heran, streng darauf bedacht, nicht wieder Gefühle zu verletzen: »Es geht ja um nicht weniger als die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Esoterik.«

Diese Behauptung war unhaltbar, das wusste sie ebensogut wie ich. Da ich selbst Wissenschaftler bin, habe ich die Messlatte zunächst an mir anzulegen: Fand ich nicht auch Gefallen an Filmen des Fantasy-Genres? Gilt dieser Grat nicht auch für jeden, der Schmuck trägt, Amulette etwa? Darf ein Wissenschaftler mit gefährlichem Beruf – ein praktischer Vulkanologe oder Virologe etwa – nicht um Schutz beten zu den Göttern, die er fürchtet? Habe ich nicht selbst Märchen mit fantastischen Elementen verfasst; Träumereien und haarsträubende Unmöglichkeiten, nur um die Originalität meiner Geschichten zu erhöhen? Demzufolge hätte ich mich als Wissenschaftler trennen müssen von jedweder unvernünftigen Annahme, jeder Theorie, jedem Gedanken zu Spiel, Glück und Vorsehung. (Insbesondere in Bezug auf Anniek wollte ich mich von Begriffen wie Glück und Vorsehung nicht lösen.) – Es stimmte also; es war möglich: Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun.

»Wusstest du, dass man mit einem solchen Satz auch sehr bequem Karten spielen kann? Französisches Tarot etwa.«

»Ernsthaft?«

»Aber ja«, bestätigt mir Mathilda, »wir sitzen gelegentlich abends zu Viert zusammen – und spielen Karten. Hiermit!«

Trotz allem legt sie mit den Tarot-Karten eine Figur aus, schiebt und dreht die Blätter gegeneinander, aufeinander, bis sie feststehen.

»Sagst du mir jetzt doch die Zukunft voraus?«

»Der Winter kündigt sich an«, murmelt sie, und ich will sie nicht unterbrechen: »Das Beste ist, du kehrst bald nach Ibyko zurück und holst deine Anniek.«

Das klingt beinahe wie eine Warnung.

»Das alles liest du aus den Karten?«, staune ich.

»Nein, du Dummerchen!« Dabei zieht sie die Augenbrauen hoch und grinst mütterlich: »Das lese ich aus dem Wetter, der Windrichtung, dem Vogelzug, der Tageslänge, der Tide und all den anderen Hinweisen, derer die menschlichen Sinne ohne übernatürliche Unterstützung fähig sind!«

All damit konnte und wollte ich eher umgehen als mit der geratenen Weissagung. Mit einem hatte sie jedoch recht behalten: Sobald ich wieder vor die Tür trat, blies mir ein so kalter Wind entgegen, dass es sich wirklich wie der Beginn des Winters anfühlte.